

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 30 (1926-1927)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Die Märchenwiese  
**Autor:** Hagenbuch, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-662128>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Warum lieben wir dich so unergründlich, o Erde?

Betrachtung beim Anblick eines Weinhauses. — Von Johanna Siebel.

Ein Weinhaus steht am Wege, und tausend schauen hinein. Mit Scheu die einen und mit Grauen. Mit losem Spott die andern. Und alle denken, es sei eine Sonderheit, die sie am Weg dort sehen. Und doch, die Ehrfurchtsvollen und die Spottenden, die Hungernden und auch die Satten, sie alle werden einst vom kurzen Erdentage ruhen, wie die Vorangegangenen, wie die bleichen Knochen, die Schädel alle in dem Weinhaus dort am Wege. Nur daß von ihrem Erdentage die Spur vielleicht so lang nicht sichtbar bleibt.

Ein leichter Mückentanz ist unser Leben. Und wie kein Mücklein weiß, das sich im Lichtstrahl wiegt, wann seiner Flügel Schweben vergeht, und wo es niederweht zum Grund: so wenig weiß der Mensch, wo seine Ruhstatt ist. Lautlos sinkt er ins Gras, ein dünner Hauch, ein Staub im weiten Feld. Und gibt doch noch

als Staub dem Grunde Fruchtbarkeit zu neuer Saat. Ist dann nicht auch die Erde, die diesen Staub empfängt, ein einzig Totenhaus? Die Kraft, die ihr entsteigt, sinkt stets in sie zurück. Kein Fleck im weiten unbegrenzten grünen Feld, den nicht das Leben, den der Tod nicht segnend mild geküßt!

Warum denn staunen wir, wenn irgendwo am Weg ein Weinhaus steht? Warum denn sind wir so bekümmert und suchen uns mit leichtem Wort und losem Spott dem Grauen zu entwinden und der Scheu? Wenn wir wissen, daß überall, wo Leben blüht und Erde grünt, auch immer grüßt der Tod?

So ewig wie das Leben, so ewig ist der Tod. Darum lieben wir dich so unergründlich, o Erde, weil du den Tod entsendest, um in ewiger Verjüngung ewig zu leben!" — Du Sinnbild des Lebens!

## Die Märchenwiese.

Von Hans Hagenbuch.

Sie ist rings von Wald umgeben, die Märchenwiese, — von hohen, feierlichen Tannen, die jeden Ausblick verwehren. Es läßt sich nur ahnen, daß jene Wipfel, über denen die weißen Ziehwolken auftauchen, das Gebirge, und jene anderen, mit dem immer etwas heller gefärbten Hintergrund, den See verdecken. Aber niemand käme hier in Versuchung, dies zu beklagen. So sehr steht man da außerhalb der Welt, daß die Erinnerung an alles, was hinter den schützenden Tannen liegt, in nichts versinkt.

Wenn die Sonne auf die Märchenwiese scheint, leuchtet ihr Grün doppelt stark vor dem Waldesdunkel. Das Licht zittert auf den Halmspitzen, als fürchte es sich heimlich vor den langen, seltsam gezackten Schatten, die es zu verschlingen drohen. Auch der Schnee im Winter glitzert hier weißer und reiner als auf anderen Wiesen. Unberührt liegt er vor den im Rauhreif starrenden Tannen und zeigt nur an den Rändern bisweilen die zarten Fußspuren eines Wildes. Aber selbst wenn es stürmt und wettert, liegt über der Märchenwiese eine merkwürdige, geheimnisvolle Ruhe, als müßte sogar der Wind hier den Atem anhalten, der draußen im Forste die Bäume ätzen macht.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich die Märchenwiese zum ersten Mal sah. Als ganz kleiner Junge entdeckte ich sie an der Hand meines Vaters, der die einsamen Wege liebte. Aber auch er schien sie noch nicht zu kennen. Überrascht hielt er einen Augenblick an, sah die stille, hellgrüne Fläche, die so festlich aus dem Tannendunkel hervorstach und sagte nur: „Die reine Märchenwiese!“

Die Märchenwiese! Dieser Name blieb im Gedächtnis haften, wenn ich mir damals auch noch keineswegs klar darüber war, was mein Vater mit dem Wort eigentlich gemeint hatte. Ich fragte auch nicht danach. Ist es doch oft so, daß Kinder, die sonst ihren Eltern den lieben langen Tag keine Ruhe lassen, gerade über die Dinge das Fragen scheuen, die sie am meisten beschäftigen.

So legte ich mir denn das Wort auf meine Weise aus. Was Märchen waren, wußte ich ja gut genug; vermochte doch die Mutter meiner Gier nach solchen Geschichten kaum zu genügen. Denn stets wollte ich neue Märchen wissen, mit Ausnahme weniger, die ich immer und immer wieder zu hören verlangte. Da ich die Erzählungen natürlich aufs Wort glaubte, mußten sie auch irgendwo sich begeben haben. Und es

war ganz natürlich, daß ich überall, wo es die Art der Geschehnisse irgendwie zuließ, deren Schauplatz auf die Märchenwiese verlegte.

Wenn vom vermunschenen Prinzen die Rede war, sah ich seine zarte Gestalt im Grase der Märchenwiese sitzen, die Blicke sehnsüchtig zu den Wipfeln gerichtet, die ihn von der Welt abschlossen. Kobolde und Heinzelmännchen konnte ich mir nicht anders vorstellen, als daß sie unter jenen feierlichen Tannen zwischen Sträuchern und Pilzen hervorlugten. Elfen wiegten sich in den Blumenkelchen und auf den Grasshalmen, über denen das Licht so heimlich zitterte, und der Drache hauste irgendwo in dem Schatten des Waldgrundes, der hinter der sonnigen Wiese doppelt geheimnisvoll dunkelte.

\* \* \*

Als ich größer wurde und schon Streifzüge auf eigene Faust unternehmen konnte, war eine meiner ersten Taten, daß ich die Märchenwiese aufsuchte. Nur mit Mühe fand ich sie, obwohl ich meiner Sache völlig sicher zu sein glaubte. Aber in Wirklichkeit war der Weg dahin ganz anders, als ich ihn mir mit der Zeit vorgestellt hatte. Einzig die Wiese selbst sah so aus, wie sie in meinen Träumen erschienen war, nur daß sich gar nichts Märchenhaftes darauf zeigte, weder Prinz noch Elf noch Kobold. Ich hatte wohl die richtige Stunde versäumt.

Sedoch an anderen Tagen war es nicht besser. Aber merkwürdig: wiewohl ich meine Hoffnungen nach dieser Richtung enttäuscht sah, verlor dadurch die Märchenwiese für mich nicht an unwiderstehlichem Reiz. Denn schließlich war auch ohne Fabelwesen hier manches noch seltsam genug. Gab es irgendwo einen Wald, der so dunkel, eine Wiese, die so leuchtend war? Sahen die weißen Dunstgebilde, welche über die Richtung hinzogen, wie gewöhnliche Wolken aus, etwa wie sie jemeilen hinter dem Dach unseres Nachbarhauses oder den Bäumen des Gartens aufstiegen? Und diese Quelle mitten in der Wiese, die Tag für Tag den körnigen Sand des Bodens leise aufwirbeln machte, ohne daß das kristallhelle Wasser je getrübt wurde; war das nicht höchst geheimnisvoll? Dann die Vögel. Sangen die anderswo auch so tief zu Herzen gehend? Besonders ein Sänger war es, dessen Schlag ich über alles liebte. Ich taufte ihn den Vogel Türllütü nach seiner Weise, die, wenn gleich heiter, doch die Seele mit so rätselhafter Sehnsucht erfüllte.

So geschah das Merkwürdige, daß hier alle Dinge der Wirklichkeit einen zauberhaften Glanz erhielten. Es brauchte nichts zu geschehen, das ungewöhnlich war, und doch stand man mitten im Märchen. Denn ich selbst war nun der vermunschene Prinz, selbst Elf und Kobold.

Diese seltene Eigenschaft behielt die Märchenwiese für mich auch ferner. In den Zeiten, da wir Schüler die Burghügel der Umgebung nach Spuren fernen Geschehens durchforschten, sah ich mich hier als Ritter, der auszieht zu Schlacht und Turnier.

Und wieder etwa ein Jahrzehnt später war aus dem Abenteuerer ein Parzival geworden, ein begeisterter Gralsucher. Ich tränkte an der Quelle mein Roß und band die gleißende Rüstung fester, zur Fahrt nach der heiligen Burg, die zu finden meine freudige Zuversicht war.

\* \* \*

Heute liege ich wieder auf der Märchenwiese. Immer noch stehen die Tannen so dunkel gegen das leuchtende Grün. Immer noch zittert das Licht auf den Halmen, und stille Wolken ziehen wie einst über die Wipfel hin. Doch ich bin nicht mehr der Ritter von ehemals. Längst habe ich mich des Speeres entledigt, wie ich sah, daß niemand mit mir Lanzen brechen wollte und dem, der als Parzival ausgezogen, Don Quichotes Schicksal drohte. Denn die wahren Feinde konnte ich durch mein Visier nicht sehen, mit meiner Rüstung nicht abwehren. Die schlichen sich unvermerkt heran und schnitten meinem Renner von hinten die Sehnen durch. Da warf ich Panzer und Schild ins Gras und packte mit den Fäusten zu. Das half. Seither schritt ich leichten Fußes meinen Weg, und keine eiserne Rüstung hinderte mich, die Blumen zu meinen Füßen zu pflücken. Mein Auge, durch kein Visier mehr gehemmt, sog frei alle Pracht der Welten in sich. Ich gab mein Haupt den Winden preis und schöpfte den Trinkquell aus der bloßen Hand.

Aber die heilige Burg meiner Träume habe ich nicht gefunden. Und es ist keine Hoffnung, sie je auf dieser Erde zu finden. Dennoch muß ich weiter suchen, aber nicht mehr als Ritter in strahlender Rüstung und hoch zu Roß, sondern barhäuptig als stiller Pilger, dessen Ziel in den Wolken liegt... Doch macht dies mein Leben nicht erst recht zu einem Märchen?